

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ransfort.

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blif.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Stammend sah Bruno zu der Schönen hinüber, die nun bei ihrem Bräutigam stand.

Da sagte der Alte leise: „Ich warne den Herrn — nämlich der Mario ist ein wilder, jähzorniger Kerl, der das Messer stets lose hat.“

Lächelnd dankte Bruno: „Nichts zu befürchten, Alterchen. Mein Dank!“ Grüßend ging er weiter.

Und nachdenklich streifte er herum auf dem großen Festplatz, wohin er auch kommen möchte, immer wieder wanderten Gedanken und die Blicke zurück zu der schönen Francesca.

Wie war das nur möglich, daß soviel prangende Schönheit, sel angebornene Grazie hier versteckt in der Einsamkeit unter Bauern lebte? Das begriff er nicht. Zweifelsohne steckte das Geheimnisvolles dahinter! Und plötzlich kam es über

Du mußt kennen

nen, koste auch, was wolle!

Mit einem lewurdex fröhlich ganz leicht das Herz

de ihm, er le laut aufstehen mö

er ihm war e lange Ta wohl an zwanzig fischen und dchen sa da beim in und trie- n Scherz Rederei

aber Fla- und Glä- waren leer. ja, warum so leeren hern?“ rief mo lustig ein.

„Kein Geld, Herr!“ antwortete mit jedem Lachen ein stram- schwarzer Butsche und zeigte zwei Reihen perlweißer, tiger Zähne.

Da winkte Bruno der Kleinen Rosita und bestellte neue Fül- der langhalsigen Flaschen.

Mit Jubel wurde die Spende angenommen. Und Bruno e sich zu ihnen und trank und scherzte mit ihnen. Aber immer

wieder wanderten die Augen zu der schönen Francesca. Plötz- lich sah er, daß die Holde hier herüber kam. Und sein Herz be- gann schneller zu schlagen. Ja, sie kam wirklich mit der alten Mutter hierher, und sie nahmen Platz an einem der nächststehen- den Tische, ganz nahe saßen sie ihm. Zum ersten Male hörte er ihre Stimme — ein wundervoller tiefer Alt-Ton war es — so voll und so rein wie der Klang kostbarer alter Domglocken.

Auf einmal sah er, wie ihr das Lächeln, ohne daß sie es bemerkte, entglitt. Und sofort war er neben ihr, hob es auf und überreichte es ihr galant.

Mit gutherzigem Lächeln dankte sie ihm — und da trafen sich ihre Blicke zum ersten Male — wohl eine Sekunde lang sah er in stummer Bewunderung sie an. Von dem Augenblicke an stand es bei ihm fest, daß er sie malen mußte.

Als er wieder in Arco war, ging er sofort zu einem Bekann- ten, der den Posten eines Gerichtsbeamten bekleidete, und erkun- digte sich, um Näheres über die Familie Marchetti zu erfahren.

Lächelnd nie- te der Gefrag- te: „Geschmack haben Sie, das muß man Ih- nen lassen — aber ich kann Ihnen im vor- aus sagen, das Herz der Schö- nen ist nicht zu erobern.“

„Das liegt mir auch ganz ferne,“ erwi- derte Bruno mit verhalte- ner Bitterkeit, „ich möchte nur in Erfah- rung bringen, weshalb ein so schönes Mäd- chen sich da oben versteckt hält.“

Da sagte der andere, ern- ster werdend: „Das hat seine Geschichte, die hier nicht jeder



Von den siegreichen Kämpfen in der Champagne:

Bei Tahure gefangene Franzosen auf dem Durchmarsch durch Bouziers.

kennt. Ich will sie Ihnen kurz erzählen. Der Vater des Mäd- chens stammt aus dem Toskanischen. Soll ein wilder, feuriger Kerl gewesen sein. In allen anarchistischen Unternehmungen war er beteiligt, aber nie konnte man ihm etwas beweisen. Da kam das Attentat auf den König Humbert. Und da faßten sie ihn, als den Mitbeteiligten. Aber er zog es vor, sich im Gefängnis zu erschießen. Das ist die ganze Geschichte. Frau und Tochter

Da winkte Bruno der Kleinen Rosita und bestellte neue Fül- der langhalsigen Flaschen.

Mit Jubel wurde die Spende angenommen. Und Bruno e sich zu ihnen und trank und scherzte mit ihnen. Aber immer

sind dann aus Italien gezogen und haben sich hier in Südtirol niedergelassen. Die Tochter fertigt seine Stidereien an und außerdem vermieten sie ein paar Zimmer an Kurgäste. So haben sie wohl ihr Auskommen."

Bruno dankte und empfahl sich.

Die Sache machte sich glänzend! Er hätte jubeln können. Schon morgen würde er gehen und sich die Zimmer ansehen!

Und richtig, am anderen Morgen pilgerte er hinauf nach der casa bianca. Ein kleines, einfaches und schmuckloses Landhäuschen war es nur, aber es sah traulich und anheimelnd aus, und es lud zum Verweilen ein. Prachtvoll aber war der Garten hinter dem Hause. Dichte Lorbeerhecken und uralte, himmelanstrebende Zypressen gab es da, auch herrliche Fächerpalmen und prächtige Magnolien, und in einer offenen Halle leuchteten aus dem grünen Laube, hell schimmernd, gelbe Zitronen hervor.

Langsam trat Bruno näher. Doch kaum stand er an der Schwelle des Hauses, da erschien Francesca. Sofort erkannte sie ihn wieder. Mit ehrerbietigem Gruß fragte er nach den Zimmern.

Einen Augenblick lang sah sie ihn an; wie eine Frage fühlte er diesen Blick; dann neigte sie langsam den Kopf und erwiderte: „Ja, zwei Räume sind es, dort oben im ersten Stod."

„Darf ich sie ansehen?"

„Bitte sehr!" Und sie ging voraus.

Fünf Minuten später hatte er gemietet.

Als sie wieder unten waren, gab er ihr seine Karte und sagte: „Ich bin Maler. Würden Sie mir auch gestatten, daß ich manchmal in Ihrem Garten arbeite?"

Sie lächelte, und wie ein Sonnenstrahl lag es auf ihrem Gesicht. Da antwortete sie freundlich: „Aber gewiß! Unsere Mieter sind wie zum Hause gehörend, verfügen Sie also ganz nach Belieben."

Er nickte ihr lächelnd zu und sah sie einen Augenblick lang in unverhohlener Bewunderung an, dann reichte er ihr die Hand und sagte mit fröhlichem Blick: „Ich danke Ihnen, Fräulein — hoffentlich vertragen wir uns gut."

Wieder lächelte sie mit herzwinnender Freundlichkeit, sah ihn mit vollem, offenem Blick an und erwiderte: „An uns soll es gewiß nicht liegen."

Als er mit festem Händedruck sich empfahl, merkte er deutlich, daß ihre Hand leicht zitterte.

Kaum war er weg, da trat die alte Mutter näher und fragte ängstlich: „Wer war das? Was wollte er?"

Francesca, die sinnend dem Fremden nachsah, fuhr aus ihren Träumen auf. Gutherzig sagte sie die Mutter um die Taille und antwortete in leicht scherzendem Tone: „Keine Angst, Mutterchen, ein harmloser Fremder war es, ein Maler — er hat die beiden Zimmer gemietet."

„Wohl ein Deutscher?"

„Es scheint so."

Seufzend schwieg die alte Frau.

„Warum schienst du so?" fragte Francesca und sah sie lächelnd an.

Und etwas ungehalten erwiderte die Mutter: „Ich hätte lieber an eine Dame vermietet."

„Aber Mutterchen, wie lange können wir warten, bis hier herauf eine Dame kommt?"

„Du weißt recht gut, daß Mario nicht gern sieht, wenn wir einen fremden Mann im Hause haben, und dazu einen Künstler."

Da wurde Francesca ernst, und ihre Stimme bekam einen ganz anderen, fast harten Klang. „Wir hängen doch nicht von Mario ab", sagte sie nur darauf.

„Wir haben auch keinen Grund, ihn zu erzürnen, mein Kind."

„In unserem Hause sollten doch wohl nur wir allein bestimmen dürfen, Mutter."

„Er gehört doch nun auch bald zu uns."

„Noch nicht, Mutter." Fast schroff klang es.

Beunruhigt sah die alte Frau auf. „Was heißt das, Checca?"

Starr und ernst schwieg die Tochter.

„Kind, was soll das heißen? Ich bitte dich!"

Da raffte Francesca sich zusammen. „So lassen wir doch das. Immer wieder fängst du davon an."

„Weil ich dein Bestes will, mein Kind."

„Weißt du denn auch, ob das wirklich mir zum Besten diene?" „Kind, sei doch vernünftig! Bedenke doch unsere Lage! Vergiß nicht, welch ein Makel an unserem Namen lebt! Und wenn nun ein Mann dir seinen ehrlichen Namen gibt, dann greif doch zu!"

Schmerzlich lächelnd verneinte die Tochter: „Nein, was an unserem Namen haftet, das wird auch durch die Heirat nicht weggewischt."

„Aber er liebt dich doch auch!"

Wieder schwieg Francesca und preßte die Lippen zusammen.

„Magst du ihn denn gar nicht?"

Schweigen.

„Checca, Kindchen, sag doch etwas! Ich meine es doch gar gut mit dir! Er würde dir doch jeden Wunsch erfüllen! Und alle Sorge hätte dann ein Ende!"

Endlich antwortete die Tochter, aber ihre Stimme klang zitternd, wie von tief verhaltenem Weh: „So laß mir wenigstens Zeit, Mutter, dränge mich doch nicht so." Damit ging sie in ihr Zimmer.

Schon am Nachmittag zog Bruno Pausen in die casa bianca ein. Zwar wurde er auch von der Mutter Theresia freundlich empfangen, dennoch aber merkte er sofort, daß hinter den Lächeln der Alten etwas Lauerndes versteckt war. Doch das kümmerte ihn herzlich wenig.

Schnell und gewandt richtete er sich die beiden Räume nach seinem Geschmack her. Und schon nach einer Stunde sah es traulich und wohnlich aus, und er fühlte, daß er es mit der Wahl des neuen Heims gut getroffen hatte.

Als es Abend wurde und die Sonne hinter dem Monte d'Or verfaß, trat er auf den Balkon hinaus und sah die ganze Campagna im leicht violetten Dämmerlichte zu seinen Füßen liegen. Ein herrlicher Anblick war es, und eine fast weihedvoll andächtige Stimmung kam über ihn.

Und plötzlich, wie zu diesem Bilde gehörend, erklang unter das wundervoll schwermütige Mignonlied:

„Kunst du das Land, wo die Zitronen blühen —"

Stumm und ergrißen stand Bruno und schloß einen Augenblick die Augen, und plötzlich kam es über ihn wie ein tiefes Sehnen, wie ein innig heißes Verlangen nach einem Glück, das er nie gekannt hatte, das aber jetzt auf einmal vor seinem geistigen Auge erglänzte — diese Sehnsucht wurde stärker und stärker — auf einmal stand ihm wie lichthell vor seiner Seele, wie eine Mahnung, wie ein Vorwurf darüber, daß er bisher an all diesem Glücke vorbeigerannt war.

Schwer und tief atmete er auf, preßte die Lippen zusammen und sah mit wehmütigem Blick hinunter in dies herrlich prangende Bild — ja, die besten, schönsten Jahre seines Lebens lagen hinter ihm, die Jahre der Jugendkraft hatte er dem Kampfe ums Dasein widmen müssen — und nun er vielleicht die Früchte seiner Arbeit genießen konnte, nun war er ein Mann, der zu altern begann.

So war das Leben! Aber nein, nicht sentimental werden. Er raffte sich auf und ging hinunter. Francesca sang noch immer.

Als sie geendet hatte, trat er grüßend näher.

„Bravo, mein Fräulein, Sie haben eine prächtige Mitstimme von wundervollem Klang", sagte er ohne jede Schmeichelei.

Und sie freute sich seines Lobes, sie zeigte das offenherzig und naiv — mit klanghellem Lachen erwiderte sie: „Wenn es Ihnen gefallen hat, singe ich Ihnen gern öfter mal ein Liedchen — als Vortän soll man seinem Mieter doch einen kleinen Ersatz bieten für die Kurmusik, die Sie in Arco hatten."

Lächelnd dankte er. „Das wäre sehr lieb von Ihnen."

Ohne zu antworten zog sie den Faden durch ihre Stiderei. Dann fragte er leise: Sie singen gern, nicht wahr? Man hört es der Stimme an."

Da sah sie ihn mit vollem Blick an. „Ja, das ist wahr. Selbst gern singe ich. Man schafft sich ein freies Herz damit."

„Oho," scherzte er, „Sie haben gar Sorgen, die Ihnen das Herz schwer machen?"

Ohne von der Arbeit aufzusehen, sagte sie mit leicht wehmütigem Lächeln: „Wer hätte wohl keine Sorgen?"

„Derjenige, der sich keine macht", rief er fast übermütig.

Sein Frohsinn steckte sie an. Weiter blickte sie zu ihm auf. Wenn Sie das können, sind Sie ein glücklicher Mensch!"

„Und warum können Sie das nicht?"

„Ja, warum?" Lächelnd hob sie die Schultern.

Als er sie so dastehen sah, kam es wieder mit Allgewalt über ihn. Wie schön, wie unvergleichlich schön sie doch war!

Und plötzlich sagte er: „Fräulein, ich habe eine Bitte an Sie eine große Bitte."

Leise erschrocken sah sie ihn fragend an.

„Ich möchte Sie malen", sagte er schnell.

Sie erglänzte, schwieg und sah auf die Arbeit.

„Ja, ich muß Sie unbedingt malen, Fräulein," sprach er dringlich weiter, „schon gestern, als ich Sie zum ersten Male sah, wurde mir klar, daß sich mir dieser Wunsch erfüllen muß — ja, es ist so, ich finde nicht eher Ruhe; und zwar so, wie Sie dastehen, so will ich Sie malen, diese alten Zypressen im Hintergrund, und Sie mit einer Laute im Arm — ganz so, wie Sie gerade jetzt dastehen — und sogar einen Namen habe ich schon für das Bild — „Sehnsucht" werde ich es nennen!"

Noch immer schwieg sie und blickte nicht auf.

Und voll Enthusiasmus: „Herrlich wird es! Ganz unvergleichlich herrlich!! Es steht alles schon ganz fertig vor meiner Seele da! Gleich losmalen könnte ich!"

Da sah
Male, w
Schmerz
Und p
und le
werden es
Mit tie
Ihnen ni
„Goll
„Doch
„adon, zu
Stumm
Da tra
dem Blick
und fragte
„Nun,
Bruno
Ihnen eb
Die M
Da lei
schöne
Bruno
„Ja,
Exemplar
„Ich g
„Aber
„ich mich
Die be
„ich einen
„Und di
„Bald d
„Als die
malen, ni
Frances
„Gute
„Was
„Dah
„Nun
Da be
„all das ne
„ans! Wo
„Doch
„Es ist gar
„versproche
würde, w
„Aber
„Was
„Er w
„Noch
„Checc
„Ich b
Da set
„Aber d
„ing ins
„Abends
„auf dem
„der casa
„guten M
Für J
Mit fröhli
„Doch
„als sie ihn
„Was
„D, es
„so schnell.
„Aber
„lachend er
„Santo
„Mario!"
„Er abe
„Und
„Da rie
„haben Be
„Endlich
„Schne
„sein Gesi
„schwarzen
„den reich
„Nuhig
„Aber
„er leise au
„er, daß o

Da sah sie ihn an; und dieser Blick zeigte ihm mit einem Male, wieviel Weh und Kummer und wieviel verhaltener Schmerz in ihr lebte.

Und plötzlich nahm seine Stimme einen ganz anderen Klang an, und leise, mit innigem Bartsgefühl bat er: „Nicht wahr, „Sie werden es mir erlauben, Fräulein?“

Mit tief sonorer Stimme erwiderte sie leise: „Noch kann ich es Ihnen nicht versprechen.“

„Soll ich die Mutter fragen?“

Doch schnell antwortete sie: „Nein, nein! Sagen Sie nichts davon, zu niemand, ich bitte Sie darum!“

Stumm nickte er nur.

Da trat Mutter Theresa in den Garten. Mit schnellem fragendem Blick sah sie die beiden an. Doch sie verbarg ihr Mißtrauen und fragte freundlich:

„Nun, wie gefällt es dem Herrn bei uns?“

Bruno dankte höflich: „Ausgezeichnet! Hoffentlich gefalle ich Ihnen ebenso.“

Die Alte lächelte und wußte nichts darauf zu erwidern.

Da lenkte Francesca das Gespräch ab: „Der Herr hat eben die schönen Hyptressen bewundert.“

Bruno nickte zustimmend.

„Ja“, sagte die alte Frau, „es sind auch wirklich selten schöne Exemplare.“

„Ich gedenke sie zu malen — wenn Sie es mir gestatten.“

„Aber natürlich gestatte ich das! Und wenn Sie wollen, will ich mich sogar dazu setzen!“ rief Mutter Theresa scherzend.

Die beiden jungen Leute lächelten und wechselten unwillkürlich einen Blick.

Und diesen Blick fing die alte Frau auf — er gab ihr zu denken.

Bald darauf empfahl sich Bruno.

Als die Frauen allein waren, begann die Mutter: „Er will dich malen, nicht wahr?“

Francesca erschrak. „Wie kommst du denn auf die Idee?“

„Eure Blicke verrieten es mir.“

„Was verrieten sie dir?“

„Daß ihr darüber bereits gesprochen habt.“

„Nun ja, es ist so“, — fast trotzig kam es heraus.

Da begann die Mutter wieder zu klagen: „O, mein Gott, was soll das werden? Hätten wir ihn doch nur nicht aufgenommen bei uns! Wohin soll das nur führen?“

Doch Francesca beruhigte sie. „Bitte laß dies ewige Lamento. Es ist gar kein Grund dazu da. Noch habe ich dem Herrn nichts versprochen. Aber wenn ich ihm wirklich zu dem Bilde sitzen würde, was wäre denn dabei?“

„Aber denke doch an Mario!“

„Was geht das Mario an?“

„Er würde es nie dulden.“

„Noch habe ich über mich zu verfügen!“

„Checca, Liebling, ich bitte dich!“

„Ich bitte dich, Mutter, laß nicht schon wieder davon an!“

Da setzte sich die alte Frau und drückte ihr Tuch ans Gesicht.

Aber die Tochter blieb fest. Stumm nahm sie ihre Arbeit und ging ins Haus. Und seufzend sah die Mutter ihr nach.

Abends kam Mario. Er hatte in Riva Wein verladen, war auf dem Heimwege nach Otravara und konnte natürlich nicht bei der casa bianca vorbeigehen, ohne hinaufzusteigen und den Frauen guten Abend zu wünschen.

Für Francesca brachte er einen Strauß duftender Veilchen. Mit frohlichem Gruß und mit liebevollsten Augen kam er näher.

Doch Mutter Theresa, obschon sie sich zur Heiterkeit zwang, als sie ihn bewillkommnete, konnte ihren Kummer nicht verbergen.

„Was ist geschehen?“ fragte er. „Warum sind Sie so gedrückt?“

„O, es ist nichts geschehen, lieber Mario“, versicherte sie ebenso schnell.

„Aber weshalb denn dies Gesicht? Sonst kamen Sie mir lachend entgegen!“

„Santa Madonna! Man kann auch nicht immer lachen, Mario!“ versuchte sie zu scherzen.

Er aber blieb ernst und nachdenklich.

„Und Checca, wo ist sie denn?“

Da rief die Alte laut: „Checca, Liebling, so komm doch! Wir haben Besuch bekommen! Ja, wo bleibst du denn nur?“

Endlich trat Francesca ein.

Schnell ging er ihr entgegen. Wie ein Leuchten ging es über sein Gesicht. Wilde leidenschaftliche Liebe glühte aus seinen schwarzen Augen, als er seiner Angebeteten die duftenden Veilchen reichte.

Ruhig und freundlich dankte sie ihm.

Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, da begann er leise aufzuhorchen — o, er hatte ein feines Ohr — sofort merkte er, daß auch hier nicht alles war wie sonst.

Doch er bezwang sich und ließ sich nichts merken.

Langsam ging die Unterhaltung vorwärts, nur von Alltäglichen war die Rede, und jeder von ihnen fühlte: man sprach nur, um etwas zu sagen, die Gedanken waren anderswo.

Plötzlich sagte die Mutter: „Wir haben heute auch vermietet.“

Mario horchte auf: „So? An wen denn?“

„An einen deutschen Maler.“

„Ah!“

Dann ein langes Schweigen.

Mario sah von einer zur anderen, keine der Frauen blickte auf.

Dann fragte er: „Ist wohl zur Kur hier?“

„Es scheint so“, erwiderte die Mutter.

„Aber weshalb bleibt er dann nicht lieber unten in Arco?“

Und nun antwortete Francesca leichtsin: „Weil er hier oben auch malen will.“

„So, so“, sagte Mario nur, aber in seinen Augen funkelte es plötzlich wie verhaltener Zorn.

Dann wieder ein langes Schweigen.

Endlich sagte Francesca: „Wie stark die Beilchen riechen. Das ganze Zimmer ist voll Duft. Herrlich!“

Beglückt sah Mario sie an.

„Woher hast du sie eigentlich?“

„Der Kapitän hat sie aus Salò mitgebracht!“

„Ach, ich liebe die Riviera des Gardasees so sehr“, sagte sie mit leiser Begeisterung.

Und voll Leidenschaft rief er: „So machen wir gleich morgen eine Rundfahrt mit dem Dampfer — ja, willst du?“

Doch still lehnte sie ab.

„Aber warum nicht, Checca?“ bat er flehend.

„Ich betrete keinen italienischen Boden mehr“, erklärte sie bestimmt.

Er wurde verlegen. „Immer noch die alten Sachen! Vergiß doch die ganze Geschichte, das ist am besten für uns alle!“

„Kannst du so leicht vergessen?“

„Aber was kannst du für die Schuld meines Vaters?“

„Trag ich nicht seinen Namen?“

„So nimm den meinen an! Schon längst könnten wir Mann und Frau sein.“

„Bleibe ich deshalb nicht das Kind meines armen Vaters?“

Da fuhr er wild auf: „Checca, du machst mich noch rasend mit deiner Empfindsamkeit.“

Mutter Theresa wollte begütigend zu ihm sprechen, aber er schob sie zur Seite und stürzte mit kurzem Gruß hinaus.

Kaum war er fort, da sank die alte Frau in einen Stuhl und schluchzte leise: „O Santa Madonna, wohin soll das alles führen?“

Francesca ging, ohne ein Wort zu sagen, still in ihr Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verbrecher.

Novelle von Hans Curb. (Nachdruck verboten.)

Im Wartesaal zweiter Klasse des kleinen Bahnhofes in M. saßen einige Reisende, tranken einen Kaffee und studierten die Zeitung. Draußen war es grau und dunkel und ein feiner Regen sprühte an die Fenster Scheiben.

Eine Lokomotive stöhnte langsam vorbei, warf eine dunkle Rauchwolke an die Fenster. Die Gäste sahen auf, konstatierten das Vorkommnis und lasen weiter.

Die Tür öffnete sich und ein Herr, den Mantelfragen aufgestülpt, betrat den Wartesaal. Er blickte zuerst nach der Fahrtafel und dann nach der Uhr. Langsam setzte er sich in die Nähe des Ofens, in dem ein Feuer erstarrt.

Der Oberkellner ging auf ihn zu und harrete des Befehles. Achlos ließ ihn der Fremde stehen.

Sein Gesicht war bleich und seine Augen flackerten unsicher. Er zupfte mit der Hand seinen Scheitel zurecht und ein kalter Schauer schüttelte den schwächlichen Körper. An den eingefallenen Wangen sträubte sich der unrasierte Bart, über die blassen Lippen hing ungepflegt ein schwarzer Schnurrbart.

Er griff nach einer Zeitung und las in den Anzeigen, studierte den Arbeitsmarkt. Dabei seufzte er schwer.

„O Gott“, murmelte er, „es wird ja doch nichts mehr.“

Einer der Fahrgäste beobachtete ihn über seine Zeitung hinweg. Das bleiche, unrasierte Gesicht interessierte ihn.

Wie unabsichtlich rückte er näher. „Gestatten Sie mir diese Zeitung, mein Herr?“ fragte er höflich.

Der Angeredete legte das Blatt sofort hin.

„Bitte“, murmelte er.

„Ein Hundewetter, nicht?“ fragte der andere und rieb sich die Hände. „Man könnte bald den Wintermantel vertragen.“

„Ja“, meinte der Bleiche leise.

„Und ein Kaffee tut wirklich gut“, fuhr der andere fort.

Der Fremde nidte nur.
„Sie sehen so leidend aus, mein Herr. Sind Sie krank“, fragte der andere teilnahmsvoll, als jener wieder sich schüttelte.
„Krank? Das ist mir ja gleichgültig. Wenigstens jetzt“, entgegnete er. „Ich möchte gerne etwas Warmes trinken, aber...“

„Kaufmann. Angestellter in einer Bank in Breslau.“
„Und warum sind Sie weg von dort?“
„Herr, einen Betrüger behält man nicht.“
„A —!“ entfuhr es dem anderen. „Also ein Opfer Ihrer Unehrlichkeit.“



Der Kriegsschauplatz von Saloniiki. Gezeichnet von Walter Gummereleben. (Mit Fort.)

Er brach kurz ab.
„Warum denn nicht? Sie haben kein Geld? Obersteller, bringen Sie dem Herrn einen Kaffee.“
„Sie sind stellunglos, vermute ich?“
„Ja, leider schon ein Jahr.“
„Ach Gott, Sie tun mir leid. Was waren Sie denn?“

„Und können Sie sich nicht erklären, wie der Beutel da hinein gekommen ist in Ihre Schublade?“
„Nein. Wen sollte ich verdächtigen? Ich war der Jüngste in der Kasse.“
„Aber während Ihrer Krankheit hat Sie doch jemand vertreten?“
„Ja, ein Freund, mit dem ich zusammen gelernt hatte. Aber

„Nein, Herr, ich war es nicht, bei Gott nicht. Freilich, man hat mich nicht geglaubt und hat mich verurteilt. Drei Jahre und sechs Monate habe ich dafür sitzen müssen. Heute vor einem Jahre kam ich heraus und seitdem bin ich stellunglos. Wer nimmt mich, Herr? Ich bin gebrandmarkt bis an mein Lebensende. O, meine arme Mutter.“

Der Blasse fing heftig an zu schluchzen. „Mein Vater starb damals, als sie mich verurteilten, am Herzschlag.“

„Wie kam das?“ fragte der andere teilnehmend.

Der Fremde trank gierig den heißen Kaffee.

„Ich heiße Albert Klinger und habe auf einem Gymnasium das Abiturium gemacht. Da ich aber nicht studieren konnte, mein Vater war Werksführer in einer Schlosserei, so trat ich als Lehrling bei Allmann & Söhne in Breslau ein. Dort rückte ich auch bald auf und wurde mit vierundzwanzig Jahren Kassierer. Herr, nicht einen Pfennig habe ich veruntreut, ich wurde gut bezahlt und sparte sogar noch von meinem Einkommen. Da wurde ich eines Tags krank, an Lungenentzündung, und mußte zu Hause bleiben. Nach vier Wochen trat ich meinen Dienst wieder an. Ungefähr nach einem Vierteljahr kam ein Kunde und wollte Geld aus seinem Depot entnehmen. Der Kassierer schlug das Konto auf, es war ausgebuht, der Kunde hatte kein Guthaben mehr. Der Mann schlug Lärm und bewies, daß er noch nie, solange sein Konto lief, Geld erhoben hätte. Es gab nun eine große Untersuchung; in meiner Schublade fand man einen Beutel mit zehntausend Mark. Ich wurde sofort verhaftet und der Unterschlagung angeklagt. Der Beutel mit dem Gelde und einige gefälschte Quittungen sprachen zu meinen Ungunsten. Ich wurde verurteilt, obgleich ich bis zum letzten Augenblick meine Schuld bestritten hatte. Dafür aber habe ich nun drei Jahre sechs Monate im Gefängnis sitzen müssen.“

Er schlürfte wieder von seinem Kaffee.

Eberhard

ist mir
ich das
„Und
Kun
„Da
schwer
wiesen,
nis war
„Wo
„Sie
wohnt.
ich weiß
sofort n
erst ein

Dr. No
früher

„Sie
schwister
„Ne
Zohn.“
„Un
gehörig
„Be
waren
wir ver
„Ha
Breslau
jetzt vie



Oberstabsarzt Dr. Heiner (links) und Sanitätsunteroffizier Joseph Jerey (rechts) aus Temesvár. (Mit Text.)

ist mir von meinem Lohn noch geblieben, daß ich das Reisegeld hatte. Mehr auch nicht.“
 „Und was wollen Sie jetzt anfangen?“
 „Klinger zuckte die Achseln.“
 „Das weiß ich noch nicht. Man findet so schwer Arbeit, Herr, überall wird man abgewiesen, wenn man sagt, daß man im Gefängnis war. Es glaubt einem doch niemand.“
 „Wo wohnt Ihre Mutter?“
 „Sie hat zuletzt auf der Winzentstraße gewohnt. Ob Sie noch lebt oder wo sie jetzt ist, ich weiß es nicht. Ich habe mich geschämt, sofort nach Hause zu kommen und wollte ja erst eine neue Stellung haben. Aber länger hielt ich es nimmer aus. Wenn auch alle Welt mich für einen Dieb hält, meine Mutter gewiß nicht.“

ich hatte die Schlüssel zu Hause. Und die Kollegen hatten nie gesehen, daß jemand an meinen Schreibtisch gegangen.“
 „Hm. Und was haben Sie während des einen Jahres gemacht?“
 „Ich habe gearbeitet, einmal als Stiefelputzer, dann als Zeitungsausträger und zuletzt als Maurer.“
 „Und jetzt?“
 „Ich will nach Hause fahren zu meiner Mutter. Soviel

„Herr, einen zum Verbrecher gestempelten Menschen, einem Dieb hilft man nicht, dem weist man einfach die Türe. Ich hatte eine Braut...“ — Angstlich blickte er sein Gegenüber an.

„Aber — sie wird mich wohl vergessen haben.“

„Hm, das ist wohl wahrscheinlich. Lieber Herr Klinger, ich weiß nicht, Sie gefallen mir und ich möchte Ihnen auch helfen. Ich bin selbst Bankier, allerdings nicht eigener Besitzer, sondern nur Direktor eines solchen Institutes. Ich will mal sehen, vielleicht kann ich etwas für Sie tun. Besuchen Sie mich morgen abend um sieben, bitte. Artur Henning, Augustastrasse 17.“

„Ich danke Ihnen, Herr.“

Klinger griff nach der Hand des Direktors und wollte sie an die Lippen führen.

„Lassen Sie das, Herr Klinger. Hier,“ er zog sein Portemonnaie und reichte dem armen Teufel zwei zwanzig-Markstücke, „damit Sie für morgen und für Ihre Mutter etwas haben.“

Draußen hielt der dampfende Zug und Henning beeilte sich, mit kurzem Gruße, hinauszukommen.

Der blasse Mensch fand gar keine Zeit mehr, sich für das



Admiral von Pohl, Chef des deutschen Admiralsstabes. (Mit Text.)
 Phot. G. Urbahn, Berl.

Geld zu bedanken. Aber mit hoffnungsfrohem Gefühl kletterte er in die vierte Klasse.

Endlich ein Lichtblick, vielleicht wieder festen Fuß fassen können, noch einmal ein geachteter Mensch werden und wieder ein anständiges Leben führen können und seinem Mütterchen den Lebensabend verschönen können — ach Gott — laß es glücken.

Am Spätnachmittag kam Klinger in Breslau an. Er wartete draußen vor dem Bahn-



Dr. Albert Graf v. Oberndorff, der neue deutsche Gesandte in Sofia. (Mit Text.)



Dr. Konrad Wilhelm v. Rüge, früherer sächsischer Finanzminister. (Mit Text.)

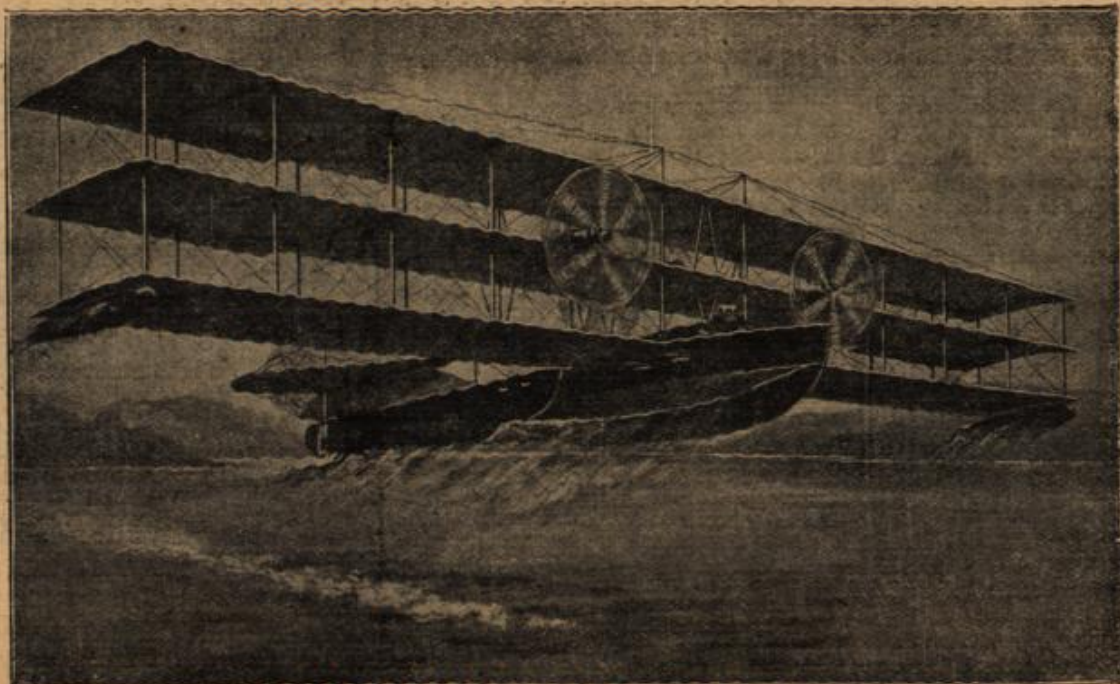
„Sie hatten sonst keine Geschwister?“

„Nein, ich war der einzige Sohn.“

„Und auch sonst keine Angehörigen?“

„Verwandte ja, aber die waren zu vornehm für uns, wir verkehrten nicht mit ihnen.“

„Haben Sie sonst noch in Breslau Bekannte, die Ihnen jetzt vielleicht helfen könnten?“



Ein neues amerikanisches Wasserflugzeug. (Mit Text.)

hof auf seinen Gönner. Aber der war nicht zu sehen. Langsam ging er durch die Straßen seiner Vaterstadt seiner Heimat zu. Und unten am Hause, in dem seine Mutter gewohnt hatte, blieb er stehen und preßte die Hand aufs Herz, das ihm vor Freude schier zerspringen wollte.

Da rollte ein Wagen vorbei — er blickte sich um und sah einen eleganten Herrn drin sitzen. Er erkannte ihn — es war sein bester Freund, Hubert Gröger — doch der schien ihn nicht zu kennen. Sollte er ihn anrufen? Nein — nein — der würde achloslos weiterfahren. — Zuerst zur Mutter! — Er stieg die schmalen Treppen hinauf und las die Schilder. Alles fremde Namen. Oben im dritten Stod fand er kein Schild. Entschlossen klingelte er.

Eine alte Frau, schneeweiß, gebeugt, mit gramverzerrtem Gesicht öffnete ihm. — „Mutter!“

„Albert!“
Ein gellender Schrei und die Alte hatte den Sohn umfaßt. Festig schluchzte sie und zog den Heimgekehrten ins Zimmer. „Mein lieber, lieber Sohn, endlich kommst du zurück, endlich.“ „Mutter, ich schämte mich so sehr. Aber nun trieb mich doch die Sehnsucht nach dir, Heimweh.“

Und dann erzählte der Sohn, wie es ihm in dem Jahr nach seiner Entlassung gegangen sei, erzählte von dem freundlichen Helfer, den er heute in A. kennen gelernt hatte.

„Ach Gott, Albert, ich hoffe, daß du wieder Glück hast.“

Dann erzählte die Alte:
Der Vater hatte damals einen Herzschlag erlitten und lag nun schon fast fünf Jahre unter der Erde. Und sie hätte sich halt so kümmerlich durchs Leben geschlagen durch Waschen und Plätten, bis sie endlich zwei Zimmer vermietet hätte. Der Kummer um den Sohn hätten sie nun ganz gebrochen.

„Was macht Hilbe?“ fragte Albert dumpf.
„Sie war noch oft hier, auch sie glaubt nicht an deine Schuld. Jetzt ist sie mit Hubert Gröger verlobt, der ist Proturist geworden.“
Der Sohn rührte sich nicht. Nach einer Weile sagte er seufzend:
„Also vergessen — ja — ja — ein Verbrecher...“

Albert Runger ging durch die Straßen seiner Vaterstadt. Im Schaufenster einer angesehenen Tageszeitung hing ein Extrablatt. Er trat hinzu und las: „Aufsehen erregende Verhaftung! Der Proturist der Bank Allmann & Sal ist heute unter dem Verdacht fortgesetzter Veruntreuungen verhaftet worden.“

Überrascht ging Runger weiter. Der Proturist? Das war doch, wie seine Mutter ihr erzählt hatte, Hubert Gröger, sein bester Freund? Eine plötzliche Ahnung überkam ihn. Wie? Konnte der nicht damals schon? Ach — und er hatte dreieinhalb Jahre dafür bekommen.

Von einem nahen Kirchturm schlug es sieben Uhr.
Langsam, klopfenden Herzens stieg er die Treppe des Hauses empor. Im ersten Stod fand er den Namen Henning. Sein Gönner selbst öffnete ihm.

„Ah — mein Freund — ich erwartete Sie schon. Bitte, treten Sie einstweilen in das Zimmer hier. Ich stehe sofort zur Verfügung.“

Albert stand in dem behaglich eingerichteten Raume. Im Nebenzimmer erschallten laute Stimmen. Besonders der Klang einer sonoren Stimme fiel ihm auf, machte ihn stutzig. Die Klang beinahe wie die seines ehemaligen Chefs.

Zum Weiterdenken kam er nicht, denn die Türe ging auf und Henning lud ihn ein, näherzutreten.

An der Türe blieb er stehen vor stummem Schreck. Dort, auf den Tisch gestützt, stand wirklich Kommerzienrat Allmann. Ein Fremder stand neben ihm, den kannte er nicht. Der Kommerzienrat kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Lieber Runger, Sie sind das Opfer eines bedauerlichen Justizirrtums geworden und ich kann Sie jetzt nur um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen damals keinen Glauben schenkte. Aber Sie werden selbst zugeben, daß die Umstände gegen Sie sprachen. Man konnte Ihnen nicht glauben und für die Justiz genügen leider Indizien. Aber ich bin bereit, Sie für die schweren Jahre zu entschädigen.“

Betroffen blickte ihn Albert Runger an.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kommerzienrat.“

Da mischte sich Henning ein.

„Ich habe Ihnen gestern Abend meinen wahren Beruf verheimlicht, Herr Herr, ich bin nicht Bankdirektor, sondern mein Bruder, während ich selbst Kriminalinspektor bin. Ihre Erzählung von Ihrem Verbrechen, das eigentlich nur, wie Herr Kommerzienrat Allmann soeben sagte, durch Indizien bewiesen wurde, gab mir zu denken. Sie waren mir sympathisch und ich beschloß, sofort die Schritte zu tun, die zu Ihrer Ehrenrettung unbedingt notwendig waren. Ich ging gestern Abend noch in die Bank und erzählte Ihrem früheren Herrn Chef meine Vermutung. Wir revidierten die Bücher, die Herr Gröger früher geführt hatte, fanden auch genügend Beweismaterial. Ich öffnete den Schreibtisch und

fand wieder einige Quittungen mit Unterschriften. Auch einen Schlüssel, der genau in das Pult, an dem Sie gearbeitet hatten, paßte. Heute früh veranlaßte ich die Staatsanwaltschaft zum Haftbefehl gegen Gröger und nahm ihn auch kurz vor Mittag fest. Ich trieb ihn in die Enge und erreichte auch ein umfassendes Geständnis. Er hat damals schon die Quittungen gefälscht, Ihre Handschrift täuschend ähnlich nachgeahmt und Ihnen in Ihrer Abwesenheit sowohl das Geld als auch die anderen gegen Sie sprechenden Beweise in den Tisch, mit Hilfe eines Nachschlüssels, geschmuggelt. Herr Kommerzienrat Allmann hat nun das Wieder- aufnahmeverfahren gegen Sie beantragt.“

„Lieber Runger,“ fuhr Allmann nun fort, „solange nun das Verfahren schwebt, bleiben Sie noch zu Haus. Ich zahle Ihnen monatlich zweihundert Mark zu Ihrer Unterstützung. Wann dürfte wohl der erste Termin in dieser Angelegenheit sein, Herr Doktor Kleinschmidt? Diesen Herrn habe ich Ihnen als Rechtsanwalt engagiert“, erklärte Allmann noch.

„Ich denke in spätestens einer Woche. Ich habe ja morgen schon die erste Besprechung mit der Staatsanwaltschaft.“

„Das ist gut. Nun dann noch eins, Herr Runger. Mein Proturist ist nun als Dieb entlarvt, seine Stelle ist frei. Wenn Sie mir nun gestatten wollten, Sie für die unschuldig erlittene Schmach zu entschädigen, biete ich Ihnen den freigewordenen Posten an. Ich bin Ihnen und mir das schuldig. Freilich, die seelische Trübung, die Sie dadurch erleiden mußten, die kann ich durch diese Außerlichkeit allein nicht gutmachen und es werden Jahre vergehen, bis Sie Ihr Gleichgewicht wiedergewonnen haben. Aber Sie sind noch jung. Die Zeit ist der beste Arzt. Wollen Sie einwilligen?“

Der Bankier reichte Runger die Hand.

Zitternd griff der bleiche Mann nach ihr und heiße Tränen kürzten ihm aus den Augen. Er konnte nicht sprechen, so bewegt war er. Stumm nickte er und drückte die Hand.

„Ich danke Ihnen, Runger. Am Sühnetage führe ich Sie in mein Geschäft zurück. Hier — ein kleines Unterstützungsgeld für Ihre Mutter. Gehen Sie nun nach Haus, Herr Runger, ich spreche morgen bei Ihnen vor.“

Wortlos ging Albert hinaus. Noch konnte er alles nicht fassen, er war verwirrt und rannte durch das Menschengewühl nach Haus. Seine alte Mutter erwartete ihn.

„Mutter, ich bin gerechtfertigt. Hubert Gröger ist als Dieb verhaftet und hat gestanden. Vier Jahre habe ich gelitten, unsagbar, jetzt bin ich wieder frei, bin nicht der Verbrecher, und niemand hat das Recht, mich zu beschimpfen. Ach — Mutter — jetzt bin ich wieder froh. Meine Stelle bekomme ich zurück, als Proturist. Mutter, nun kommt dein Lebensabend — schön — freudenvoll!“

Die Mutter weinte vor Freude. „Mein Sohn,“ sagte sie zitternd, „ich hielt dich immer für ehrlich und gut, und wärest du auch der Verbrecher wirklich gewesen, deine Mutter hätte gelitten darunter, aber dich doch nicht verstoßen. Komm, Albert.“

Sie wollte den Sohn fortziehen — da öffnete sich leise eine Tür und eine schlankes Mädchengestalt trat heraus aus dem Nebenzimmer.

„Hildegard!“ entfuhr es dem Manne, und wie geistesabwesend starrte er auf das Mädchen.

„Verzeihe mir, Albert. Ich habe dich nicht verraten — ich stand unter dem Einfluß der ganzen Sache — und doch — meine Liebe zu dir war felsenfest, immer. Ich will mich dir nicht aufdrängen, Albert, schide mich fort, wenn du mich nicht mehr magst — ich gehe — und bleibe dir gut.“

„Hilbe, zuviel des Glüdes möchte ich meinen. Vielleicht gehört es dazu, mich ganz zu reinigen, mich, den Verbrecher — ah! — noch eine kurze Spanne Zeit — dann bin ich's ja nicht mehr. Komm, Hilbe.“

Er ging auf das Mädchen zu und zog es an sein Herz.

„Mutter, nun wird es noch schöner.“

Und seine Freude leuchtete aus den Augen des blassen Mannes.

Vier Wochen später verkündete der Gerichtshof zwei Urteile. Albert Runger wurde freigesprochen und Hubert Gröger zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Und wieder vier Wochen später hielt eine elegante Equipage vor einer Kirche. Ein Paar stieg aus, das Mädchen in einfachem weißem Brautkleide, ein eleganter schlanker Mann. Sein Gesicht war noch blaß — aber das Auge blickte lächelnd, frei!

Wie unsere Meister komponierten.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Die Schaffenskraft des Tonkünstlers wird von den verschiedensten seelischen Eindrücken und Stimmungen beeinflusst. Oft gelingen die besten Entwürfe in Augenblicken besonderer Schaffensfreudigkeit. Wiederum können auch Tage, ja sogar Wochen vergehen, ehe der Künstler einen Kompositionsentwurf voll-

endet. Durch diesen Prozess werden unsere Gedanken in die Welt der Töne übergeführt. Die Töne sind die Sprache der Seele. Sie können Freude, Schmerz, Hoffnung, Liebe, Mitleid, etc. ausdrücken. Die Kunst des Komponierens besteht darin, diese Empfindungen in eine harmonische Form zu bringen, die den Zuhörer zu denselben Empfindungen bringt. Die Meister des Komponierens haben die Kunst erlernt, die Seele des Zuhörers zu berühren und sie in die Welt der Töne zu versetzen. Sie haben die Kunst erlernt, die Seele des Zuhörers zu berühren und sie in die Welt der Töne zu versetzen. Sie haben die Kunst erlernt, die Seele des Zuhörers zu berühren und sie in die Welt der Töne zu versetzen.

ch einen
t hatten,
ast zum
tag fest
des Ge-
ht, Ihre
gen Sie
chlüssels,
Wieder-

nun das
e Ihnen
in dürfte
Doktor
kanwalt

morgen

ein Pro-
enn Sie
Schmach
osten an-
rührung,
e Außer-
ergehen.
Sie sind
lligen?"

Tränen
so be-

ich Sie
ngsgeld.
iger, ich

ot fassen.
ch Haus.

ts Dieb
unfag
emand
fest bin
roturist
voll!"

ie zu-
ärest du
geklitten

eine
as dem

brwefend

— ich
— meine
cht auf-
ht mehr

t gehört
ah! —
t mehr

3.

Nannes.
Urteile
zu fünf

quipage
fachem
Gesicht

erbieten

verschie-
influsst.
onderer
ar Wo-
rj voll-

endet. Die Phantasie läßt sich nicht besänftigen, wenn ihre Schwingen durch irgendwelche äußeren Umstände in ihrer Kraft gelähmt werden. Es ist eine vollkommen irrige Ansicht, wenn man glaubt, unsere großen Meister der Tonkunst haben alle mühelos aus dem Vollen geschöpft. Das mühelose geistige Schaffen war nur wenigen von ihnen vergönnt. Hierzu gehörte der trotz aller Lebensorgen immer frohgemute Franz Schubert, der im Trubel eines Kaffeegartens in der Wiener Vorstadt seine Lieder genau so gut auf ein Stück Papier aufzeichnen konnte als daheim in seiner bescheidenen Kasse. Er war immer voll guter musikalischer Einfälle, die ihn förmlich dazu drängten, diese niederzuschreiben. Nur einmal wollte ihm das Motiv zu einem Streichquartett nicht in den Sinn. Aber gerade beim Kaffeemahlen hatte er schon manchen melodischen Gedanken gefunden, und so wurde die Wundermaschine hervorgeholt. Freund Radner sollte einen guten Kaffee gebraut erhalten. Aber schon nach wenigen Minuten flog die Kaffeemühle in die Ecke, daß die Kaffeebohnen nur so durchs Zimmer tanzten. Flugs ans Klavier geeilt und die neue Idee vorgespielt. Es war gelungen. Schubert hatte das Motiv zu seinem prächtigen D-moll-Streichquartett gefunden.

Rossini war als Komponist von einem bewundernswerten Phlegma. Er war vor allem ein Feinschmecker, der eine wohlbesetzte Tafel für den schönsten Lebensgenuß hielt. Ein wirklicher Glücklichling, der die musikalischen Ideen förmlich aus dem Armel schüttelte, sich aber auch mit einer guten Mahlzeit ruhig in ein Zimmer einschließen ließ, damit er eine zugesagte Komposition auch vollendete. Er konnte zu jeder Tageszeit komponieren. Als er eines Morgens im Bett das Duett zu einer Oper komponierte, fiel ihm das Notenblatt zur Erde. Dieses aufzuheben hätte aber zu viel Mühe gemacht. Da nahm man lieber ein neues Blatt und komponierte ein anderes Duett. Mit 37 Jahren stellte Rossini sein künstlerisches Schaffen ein. Er hatte genug gearbeitet, um sorgenlos leben zu können. Seine schönste und beste Oper, den „Barbier von Sevilla“, hat Rossini in nicht ganz zwei Wochen geschrieben. Eine derartige Rekordleistung ist bisher auf dem Gebiete der Opernkomposition nicht mehr zu verzeichnen gewesen. Die Komposition wurde in der Partitur Seite für Seite sofort den im Nebenzimmer arbeitenden Kopisten zum Auschreiben der Orchesterstimmen übergeben. Essen und Schlafen war Nebensache, der Textdichter war gleichfalls zugegen, und so arbeitete ein jeder fleißig, bis nach Verlauf von dreizehn Tagen die Oper vollendet war, die Rossinis Meisterwerk werden sollte.

Die Schöpfer ernster Werke waren auch nur in Stunden innerer Sammlung fähig, einen musikalischen Gedanken zu fassen. Altmeister Handel, der Komponist berühmter Oratorien, fand die wehevollsten Eingebungen zu seinen musikalischen Werken, wenn er durch die stillen Straßen der Kirchhöfe wandelte. Entdeckte er dort ein einsames Plätzchen, so ließ er sich hier nieder, um in stiller Beschaulichkeit neue Schöpferkraft zu sammeln. Auch Haydn nahm es mit dem Komponieren sehr ernst. Er war ein guter Katholik und ein gottesfürchtiger Mann. Seine Künstlerkraft war ihm ein Geschenk des Himmels, und ehe er eine Komposition begann, sprach er ein Gebet. Jedes seiner Manuskripte trägt auch die Überschrift: „In Nomine Domini.“

Auch Anton Brudner schätzte die Kunst des Komponierens als eine göttliche Eingebung. Hat er doch sogar eines seiner Kammermusikwerke „dem lieben Gott“ gewidmet, ein sichtbarer Beweis, daß Brudner die ihm innewohnende künstlerische Schöpferkraft als ein Gnadengeschenk des Höchsten betrachtete.

Beethovens Notenskizzen zeigen, daß er sich jeden Gedanken sorgfältig überlegte, ehe er für reif befunden wurde. Unablässig wurde ausgebeßert, umgearbeitet, dieser oder jener Gedanke gestrichen, und ehe die im Kopf gefaßten Gedanken in Notenschrift festgehalten wurden, konnten Tage, ja Wochen vergehen. Beethoven besaß ein erstaunliches musikalisches Gedächtnis. Ein einmal erdachtes Motiv blieb ihm auch selbst nach Jahren noch in lebendiger Erinnerung. Alle seine gewaltigen symphonischen Werke und zuerst in seiner Geisteswerkstätte entstanden. Hier wurden sie reiflich so lange überlegt, bis die Komposition druckreif zu Papier gebracht werden konnte. Beethoven ist als Komponist der bedeutendste im Geiste schaffende Tonkünstler gewesen. Alles, was

er erblickte, konnte ihn in seinem musikalischen Denken befruchten. Der einsame Spaziergang durch Wald und Flur, der Ruf des Vogels, die Stille der Nacht, kurzum, jede äußere Eingebung verwandelte sich diesem Genie zu musikalischen Klanggebilden.

Viel leichter hat es Mozart, der Meister der komischen Oper, gehabt. Er war in seiner Schaffenkraft am glücklichsten. Immer fand er neue Melodien, auf der Fahrt im Postwagen oder auf Spaziergängen. Ja, sogar wenn über ihm musiziert wurde, störte ihn das nicht im geringsten. Um so vergnügter wurde seine Stimmung und um so leichter flossen ihm die Melodien aus der Feder. — Ganz eigenartige Stimmungen benötigten verschiedene heute teilweise vergessene Komponisten. Sarti konnte nur im

Bergbild.



Wo ist der Dornäcker?

dunklen Zimmer und bei absoluter Ruhe neue Melodien erfinden. Spontini ebenfalls. Paësiello fand nur neue Melodien, wenn er sich in warme Decken einhüllte. Ähnlich Adam, der Komponist des „Postillon von Longjumeau“. Er ließ sich dicht in Decken packen, wobei ihn seine Klagen umgeben mußten. Ram er so allmählich in Schweiß, dann komponierte er im Geiste flott darauf los. Salieri fand neue musikalische Anregung durch das Verspeisen von Bonbons und wenn er sich mitten im Straßengewühl bewegte. Außer dagegen war der einzige Komponist „hoch zu Ross“. Trabte er auf seinem Reitpferd durch die Paranlagen von Paris, dann hatte er hierbei immer auch seine glücklichsten musikalischen Gedanken gefunden.

Vielfach gibt aber auch das Spielen auf irgendeinem Instrument dem Komponisten die Eingebung neuer Motive. Lohring fand seine schönsten vollstimmlichen Melodien, wenn er auf seinem Cello spielte. Gounod nahm die Laute zur Hand, wollte er komponieren. Und heutigentags ist wohl jedem Komponisten, selbst dem anerkannten Meister, das Klavier zum Erfindenlassen der im Geiste erfundenen musikalischen Gedanken, oder zur Anregung und Erfindung neuer Melodien unentbehrlich geworden. — So konnte Hugo Wolf das Klavier zur Komposition seiner Lieder nicht entbehren. Das war immer das erste, was er verlangte, wenn er sich zur Sommerszeit irgendwo häuslich niederließ. Auch Richard Wagner hat manchen seiner musikalischen Gedanken am Klavier geprüft. Ohne ein musikalisches Skizzenbuch kommt heute der moderne Komponist nicht mehr aus. Johann Strauß benutzte sogar seine Manschetten zum Niederschreiben seiner Melodien, so reichlich floß ihm der Quell seiner musikalischen Ideen.

Von der Niederschrift eines musikalischen Gedankens bis zu der Vollendung einer Komposition ist aber noch ein sehr weiter Weg, und die wenigsten haben einen Begriff davon, welche Unsumme von Arbeits- und Geisteskraft dazu gehört, bis der Komponist das „Fine“ unter seine Arbeit setzen kann.

Unsere Bilder

Der Kriegschanplatz von Saloniki. Die von deutschen Fliegern und Flugschiffen beschossenen Lager der Franzosen und Engländer befinden sich nordwestlich und westlich von Saloniki, während die deutsch-österreich-ungar. und bulgarischen Stellungen entlang der griechischen Grenze sich hinziehen. Die Höhen rings um Saloniki sind von den Gegnern besetzt, deren einziger Erfolg auf dem Balkan die Eroberung dieser neutralen Stadt ist.

Oberstabsarzt Dr. Heiner (links) und Sanitätsunteroffizier Joseph Jerey (rechts) aus Temesvar, die beide bei Beginn von den Russen gefangen genommen und nach Sibirien transportiert worden waren. Sie entflohen von Taschkent aus und erreichten in achtmonatiger abenteuerlicher Flucht durch Afghanistan Bagdad. Von dort lehrten sie über Konstantinopel in ihre ungarische Heimat zurück.

Dr. Konrad Wilhelm v. Nüger, früherer sächsischer Finanzminister, starb im Alter von 78 Jahren in Badewitz bei Dresden. Er war von 1880 bis 1884 zweiter Bürgermeister von Dresden; 1901 wurde er Justiz- und 1902 Finanzminister. Als solcher hat er sich durch die Ordnung der sächsischen Finanzen, die er durch große Sparmaßnahme herbeiführte, bedeutende Verdienste erworben.

Graf Oberndorff, der neue Vertreter des Deutschen Reichs bei dem bulgarischen Verbündeten, gehört zu den jüngeren Mitgliedern des diplomatischen Korps. Er ist am 9. Dezember 1870 in Ebingen unweit Mannheim geboren. In die diplomatische Karriere trat er nach Erledigung der juristischen Vorbereitung als Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Bukarest; von

erst kam er nachairo und Madrid, wurde im Jahre 1905 erster Gesandtschaftssekretär in Brüssel, 1907 Botschaftsrat in Madrid und drei Jahre später in Wien. Den Posten des Gesandten in Kristiania hat er im Jahre 1912 angetreten. Er ist mit Marguerite Jonkrouw de Stuers, der Tochter des niederländischen Gesandten in Paris, verheiratet.

Admiral v. Bohl, der kürzlich in Berlin verstarb, hat ein Alter von 80 Jahren erreicht. Vor einigen Wochen erst war der um die deutsche Marine in Krieg und Frieden hochverdiente Offizier vom Kaiser durch die Verleihung des Großkreuzes des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern ausgezeichnet worden. Bei Ausbruch des Krieges bekleidete Admiral v. Bohl das wichtige Amt eines Chefs des Admiralsstabs der Marine, eine Stellung, die er später mit der des Chefs der Hochseeflotte vertauschte, bis er durch Krankheit gezwungen wurde, von seinem Posten zurückzutreten. Hugo v. Bohl entstammte, wie Großadmiral v. Tirpitz, einer bürgerlichen Familie. Er war am 25. August 1855 zu Breslau geboren und trat 1872 als Kadett in die Marine ein. Er hat dann später vielfach im Reichsmarineamt Dienst getan und zwar hauptsächlich als Vorstand der Zentralabteilung. Am 1. Oktober 1907 wurde er Inspekteur der Schiffsartillerie, zwei Jahre darauf Chef des ersten Geschwaders der Hochseeflotte. Seit 27. Januar 1913 war er Admiral. Während der Chinaexpedition hatte er das Landungskorps befehligt, das im Juni 1900 die Takuforts eroberte.

Ein **amerikanisches Wasserflugzeug**, das in Buffalo für Kriegszwecke gebaut wurde. Der Dreiecker, der durch drei Luftschrauben getrieben wird, hat eine Breite von 44 Meter. Nach dem „Scientific American“, dem wir diese Abbildung entnehmen, hat die britische Admiralität ein ganzes Geschwader dieser neuen Wasserflugzeuge zur Küstenverteidigung von den amerikanischen Kriegeslieferanten bezogen.

Allelei

Wahrscheinlich. Junger Chemann: „Herr Doktor, mir schmeckt das Essen gar nicht mehr. Was mag mir wohl fehlen?“ — Arzt: „Eine gute Köchin.“

Beaumarchais und die Höslinge. Die Königin von Frankreich, Maria Antoinette, ließ Herrn von Beaumarchais kommen, um ihn auf der Hofe spielen zu hören, worauf er sehr geschickt war. Vermöge des Privilegiums seines Instrumentes durfte er sich vor der Monarchin setzen. Dieses Vorrecht brachte ihm aber — jogleich Reider — unter den Hofleuten. Einer derselben zeigte deswegen, sobald sich die Königin entfernte hatte, dem Herrn Beaumarchais, um ihn durch die Erinnerung, daß er der Sohn eines Uhrmachers war, zu demütigen, seine kostbare Uhr und fragte ihn, wie viel dieselbe wohl wert sei. Beaumarchais fühlte die elende Anspielung, nahm die Uhr, schenkte sie genau unterzucken zu wollen und ließ sie fallen. Nun fuhr der Kavalierr unmutig heraus und sagte: „Aber, Sie sind auch recht ungeschickt.“ Beaumarchais erwiderte gelassen: „Sie haben wohl recht, eben deswegen hat mich mein Vater auch sein Handwerk nicht gelehrt.“

Ein **Alt richterlicher Zähne.** Der reiche Antwerpener Handelsherr Jan van Breuseghem war im Jahre 1593 der Verbindung mit den Aufständischen angeklagt, eingekerkert und gefoltert worden. Als endlich seine Anschuldigung an den Tag kam, begnügte sich der Magistrat nicht damit, den gebrochenen Greis in seine alten bürgerlichen Rechte wieder einzusetzen, sondern zog in corpore vor das Gefängnis, um ihm feierlich Abbitte zu leisten und ihm dann das Ehrengelände zu seiner Wohnung zu geben. Wachskerzen in den Händen, zum Zeichen der Wahrheit und des Lichtes, umfingten die Ratsherren den Freigelassenen, welchen Sohn und Tochter seiner Schwäche unterstützen mußten, in der engen Straße vor dem „Stern“, und sein Richter trat ihm entgegen mit der Frage, welche Zähne er für das erlittene Unrecht begehre. Voll milder Würde antwortete der Greis: Er sei reich. Man habe ihm unwiederbringlich Gesundheit und Ruhe geraubt; so begehre er keine andere Zähne, als daß die Folterwerkzeuge, mit welchen man ihn gemartert, zum ewigen Gedächtnis dieser Schande in seinem Keller angeklebt würden. Und so geschah es auch. Erst im Jahre 1794 wurden die Folterwerkzeuge von den Franzosen entfernt.

Gemeinnütziges

Ein **Ostergeschenk aus praktischen Gaben** hergestellt. Wer hätte nicht unter Verwandten, Freunden oder Bekannten bedürftige Personen, denen man gern zum Osterfest ein Geschenk von praktischem Werte zukommen lassen möchte, ohne sie durch die Nüchternheit, welche derartige Gaben leicht besitzen, zu verlegen? In solchen Fällen ist eine launige Verkleidung der praktischen Gegenstände ein gutes Ausbühlmittel.



Gesamtansicht von Verdun.

Zum Osterfest ist die Gestalt des Osterreises die passendste Verkleidung. Nach folgend die Beschreibung eines derartigen Osterreises, das sicher überall freundliche Aufnahme findet. Beim Kaufmann erhebt man die etwa 1—1½ Pfund wiegende Spitze eines Zuderhutes, die man von ihm recht glatt abgeschlagen oder abgesägt verlange. Eine dem Durchmesser dieser Zuleiterhüte entsprechende runde Papp- oder Blechschachtel (z. B. von Mey & Co. hiesigen Papierfabriken oder Nürnberger Pfefferkuchen, Oblaten usw.) wird entweder mit gebranntem Kaffee, Tee oder Kakao gefüllt und an die die Spitze des Osterreises darstellende Zuleiterhüte gefügt, was mittels feinen Bindfadens zu bewerkstelligen ist. Als Kuppe des Osterreises wird ein in Halbkugelform gebodener Kuchen oder die Hälfte eines großen, möglichst massiven Osterreises aus Schokolade an das Ei befestigt und nun das Ganze in ein Gewand von Stanniol- oder buntem Krepppapier gehüllt. Oder aber, man hülle jeden einzelnen Teil in verschiedenfarbiges Stanniolpapier und halte die drei Stücke durch festes Bespannen mit einem nach Art der Kinderballone aus Gattlose gehäkelten Netz zu der großen Form zusammen. Dieses Osterrezei wäre für eine Dame passend. Soll ein Herr mit einer solchen Gabe bedacht werden, setzt man das Ei aus einer halben, eiförmigen Salamiwürstchen, einer runden Konservebüchse mit Delikatessheringen, Lachs, Krabben oder dergleichen und einem halben Edamer Käse, oder einem passenden, runden Stück Blasenstinken zusammen. Soll die Gabe noch reichlicher ausfallen, so bettet man das Osterrezei in einen flachen, mit Moos ausgelegten Korb und gruppiert eine Anzahl frischer Trinkeier darum. Dann steht man noch einige Straußchen aus Weichen, Dimmelschlüssel oder Schneeglöckchen dazwischen und eine sinnige, praktische Ostergabe ist fertig. Bei einigem Nachdenken lassen sich auch noch andere Lebensmittel, die für besondere Fälle vielleicht noch passender wären, z. B. gute Fischbutter zum Spizen oder runden Eitel formen und in Stanniol verpackt verwenden. M. K. S.

Heinrich Vogt.

Alle Nistkästen mit ebenem inneren Boden sind unbrauchbar. Brauchbare Nisthöhlen müssen am Boden in eine spitzovale Mulde auslaufen, damit die hier abgelegten Vogeleier nach dem tiefsten Punkt zusammenrollen und beim Brüten nicht nach der Seite gedrückt werden.

Scharade.

Eins und Zwei, die fliehet du fliegen,
Zwei und Drei, die fliehet du fliegen;
Im Ganzen schmachtet Eins und Zwei,
Und kommt von dorten immer frei.
Grip Guggenberger.

Anagramm.

Wir sind am Menschen und am Tier
Als wichtiges Erzeugnis bekannt;
Strickst du der Reichen viele,
Dann zieh' ich durch ein Nachbarland.
Julius Fald.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Krain, Train. — Des Silbenrätsels: Kühe, Kühle. Des Kapitelektels: Mittel-Zoll, Maßstab, Stampfen, Absinken, Badenweiler, Santhelmo, Neufelddonien. — Elbe, San, Tampa, Lisse, Ahen, Nil, Don — Hiltant.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.